

SCHÄFER, Rita. 2008. *Frauen und Kriege in Afrika. Ein Beitrag zur Gender-Forschung*. Brandes & Apsel Verlag, Frankfurt am Main. 520 Seiten. ISBN-10: 3860993453

rezensiert von
Christine Hausmann

Zentrales Thema der Studie „Frauen und Kriege in Afrika“ sind regional- und länderspezifischer Dynamiken von Geschlechterbeziehungen, die maßgeblich zur Entstehung und Anwendung geschlechtsspezifischer Gewalt in afrikanischen Kriegs- und Nachkriegsgesellschaften beigetragen haben. Ihre Verfasserin, die Ethnologin Rita Schäfer, nähert sich diesem immer noch tabuisierten Thema mit einem Verständnis von „Gender“ als relationaler Kategorie und kann somit herkömmliche, oft einseitige Erklärungsversuche für geschlechtsspezifische Gewalt vermeiden. In den Vordergrund rücken bei ihr vielmehr verschiedenartige Rollen, die Frauen und Männer in einer Gesellschaft unter bestimmten historischen Voraussetzungen innehaben und die Art und Weise, wie sich strukturelle gesellschaftliche Veränderungen auf diese Rollen und Beziehungsgeflechte zwischen Frauen und Männern auswirken. Veränderte Selbstbilder, Rolleninhalte und -zuschreibungen, Hierarchien von Frauen sowie von Männern untereinander und so wichtige Aspekte wie Klasse, Schicht, ethnische Zugehörigkeit und Religion und deren Auswirkungen auf die Geschlechterverhältnisse werden durch dieses Verständnis miteinbezogen. Schon bei der Quellenauswahl für dieses umfassende Werk hat Rita Schäfer eine in der westlichen Forschungswelt immer noch seltene Sensibilität für die Wichtigkeit praxisorientierter Studien und entwicklungspolitischer Einschätzungen afrikanischer WissenschaftlerInnen bewiesen. Neben eigenem Forschungsmaterial der Autorin aus dem Südlichen und Westlichen Afrika vervollständigen Studien europäischer, US-amerikanischer und kanadischer WissenschaftlerInnen die Literaturlauswahl zum Thema. Einen Großteil dieser Quellen findet man auf einer eigens dafür angelegten Webseite (www.frauen-und-kriege-in-afrika.de), die die Autorin zum Thema anbietet.

Nach geographischen Regionen geordnet und in vier Hauptteile untergliedert, werden neben einem kurz gehaltenen Einführungs- und

Schluss teil in dieser Studie insgesamt 15 Länderbeispiele aus dem Südlichen, Westlichen, Zentral- und Ostafrika sowie dem Horn von Afrika mit deren unterschiedlich ausgeprägten Kriegsformen (wie Unabhängigkeitskriege, Bürgerkriege, Genozid und interstaatliche Kriege) behandelt.

Jedes Länderbeispiel ist als Einzelstudie angelegt, deren Kapitel sich alle auf die Beleuchtung von Aspekten geschlechtsspezifischer Gewalt in den jeweiligen Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegskontexten konzentrieren. Diese Aspekte werden konkret in historischen Rückblicken, in Schilderungen des Kriegsverlaufs sowie der Darstellung von Entwicklungen in der Nachkriegsgesellschaft (unter anderem geschlechtersensible Maßnahmen zur Friedenssicherung, Gesetzesentwürfe, Reintegrationsprogramme oder die Rolle und Bedeutung von Nichtregierungsorganisationen) untersucht. Eine kurze Zusammenfassung und eine Liste mit den zitierten Quellen rundet die jeweilige Länderstudie ab.

Am Ende des Buchs werden noch einmal die wichtigsten Erkenntnisse regionsübergreifend zusammengefasst und grundlegende Strukturmuster herausgestellt.

Auf 520 Seiten gelingt es der Autorin, ein Verständnis für die Entstehung und Instrumentalisierung sexualisierter Gewalt zu schaffen. Mit unzähligen Beispielen kann sie schlüssig belegen, dass bestimmte Ausprägungen geschlechtsspezifischer Gewalt auch als eine Folge oftmals jahrzehntelangen, bewusst geschürten Hasses in den hier überwiegend dargestellten Kolonialgesellschaften entstanden sind und sich durch die gezielte Einflussnahme der Kolonialmächte in Werte- und Sozialstrukturen der einheimischen Bevölkerung verfestigt haben.

So schrieb ein von männlichen Kolonialbeamten entwickeltes Kolonialrecht beispielsweise im Südlichen Afrika Frauen generell eine fälschlicherweise angenommene „traditionell begründete“ untergeordnete Rolle fest, welches zu deren gravierendem Statusverlust in Ehe, Besitzverhältnissen, Erbrecht und dem Sorgerecht für ihre Kinder führte. Die tagtägliche psychische und physische Diskriminierung und Entwürdigung der einheimischen Bevölkerung taten ein Übriges, um Selbstbilder maßgeblich zu verzerren und Gewaltpotentiale in deren unmittelbaren Lebenswelten zu verstärken. Die Beziehungen von Männern und Frauen zueinander und untereinander wurden dadurch nachweislich negativ beeinflusst.

Hass, Frustration, Perspektivlosigkeit und schwindender Respekt können in vielen Fällen als eine Art Grundbaustein verstanden werden, die die Geschehnisse in Kriegssituationen erklärbarer machen. Massenvergewaltigungen von Mädchen und Frauen, Folter und Genitalverstümmelungen sind nur einige Formen einer geschlechtsspezifischen Gewalt, die von politischer Seite aus instrumentalisiert und gezielt zur Erniedrigung des jeweiligen Gegners eingesetzt wurden.

Trotz unterschiedlicher Ausprägungen in den besprochenen Regionen setzt sich hier ein Bild zusammen, das einen in dieser Thematik bisher seltenen Einblick in die „Handelslogik der Gewaltakteure“ in Kriegskontexten ermöglicht und aufzeigt, wie diese Formen von Gewalt als „strategisch integraler Bestandteil politischer Machtausübung“ verstanden werden können.

Sehr viele Frauen versuchten ihre nachteilige Situation in Vorkriegskontexten durch eine direkte Beteiligung an Unabhängigkeitsbewegungen zu verbessern – ihre Hoffnungen wurden aber in den meisten Fällen nicht erfüllt. Wie Rita Schäfer darlegt, widersprachen zum Beispiel sexuelle Ausbeutung und Vergewaltigung in Ausbildungslagern der FreiheitskämpferInnen und der ungleiche Status der Kämpferinnen gemessen an dem ihrer männlichen Mitstreiter zwar der Ideologie der meisten Befreiungsbewegungen (die ja unter anderem auch die Gleichstellung der Frau propagierten), waren aber in vielen Ländern trotzdem an der Tagesordnung. In den Fällen, in denen zugeschriebene Rollen aufgehoben oder geschlechtsspezifische Missverhältnisse während des Krieges partiell abgebaut wurden – so zum Beispiel durch die Übernahme „weiblicher Aufgaben“ durch Männer wie Kochen oder Putzen oder die gemeinsame Erledigung dieser Arbeiten –, diente dies zumeist nur der Aufrechterhaltung und Motivation der dringend benötigten, weiteren Kriegsbeteiligung von Frauen und kehrte sich nach erlangter Unabhängigkeit oft sofort wieder zum Nachteil der Frauen um. Obwohl in verschiedenen Nachkriegsgesellschaften (so unter anderem in Simbabwe) Gleichheit der Geschlechter nun tatsächlich zum erklärten Ziel einer neuen demokratischen Gesellschaft gehörte, wurden bis auf wenige Ausnahmen Unabhängigkeitskämpferinnen von der neuen Regierung offen als „Prostituierte“ angefeindet und deren erlebte Vergewaltigungen als von ihnen selbst verschuldet abgetan.

Überhaupt, so fällt auf, scheint es in den beschriebenen Beispielen durchweg gängig zu sein, Frauen selbst für die von ihnen erlittenen Qualen verantwortlich zu machen. Die für viele Männer und auch Frauen nutzbringende etablierte Rangordnung kann so dann auch aufrechterhalten werden. Während die Opfer keine Chance auf Anerkennung der ihnen widerfahrenen Menschenrechtsverletzungen haben, werden Täter nicht zur Rechenschaft gezogen und ihr Verhalten wird so von der Gesellschaft akzeptiert und normalisiert.

Keine oder die nur unzureichende Auseinandersetzung mit erlebter und ausgeübter Gewalt, so zeigt Rita Schäfer, programmierte Strukturprobleme für alle besprochenen Nachkriegsgesellschaften dann auch geradezu vor. Die Autorin führt unter anderem aus, wie Maßnahmen, die der Friedenssicherung dienen sollten, sich in vielen Übergangsgesellschaften konfliktfördernd zum Nachteil von Frauen und Mädchen auswirkten. Nicht ausreichend auf die Situation sensibilisierte Blauhelmsoldaten der Afrikanischen Union in der Demokratischen Republik Kongo verstanden so (erkaufte) sexuelle Dienste von Frauen aus der Zivilbevölkerung auch als Statussymbol, um Macht gegenüber der männlichen Bevölkerung zu demonstrieren. Diese reagierte oft gekränkt, was sich dann zumeist in Missachtung und Strafung ihrer Frauen und Kinder äußerte.

Auch zwischen Theorie und Praxis des so genannten Gender-Mainstreaming (also die konsequente Umsetzung von Maßnahmen zur Herstellung eines Geschlechtergleichgewichts auf verschiedenen Ebenen der Gesellschaft) herrschte eine oft unüberwindbare Kluft, die sich geradezu kontraproduktiv und perpetuierend auf die beschriebenen Strukturmuster auswirkte. Reintegrationsprogramme, so zeigt die Autorin auf, waren in den ausgewählten Beispielen oft nur sehr begrenzt auf gängige Frauenrollen zugeschnitten und trugen so eher zu einer Verfestigung der Rollenbilder bei. Auch wurde so die aktive Beteiligung von Frauen an Kriegshandlungen und die ihnen dadurch erwachsenen besonderen Bedürfnisse in den meisten Fällen völlig ignoriert.

Konkrete Aufarbeitungsmöglichkeiten wurden aber auch den Männern eher selten angeboten. Nach Beendigung eines kriegerischen Konflikts oft in die wirtschaftliche Unsicherheit entlassen, wurde Gewalt für viele zur Bewältigung der eigenen Identitätskrise und zur „Autoritätssicherung“ im Haushalt und Lebensumfeld genutzt – mit den entsprechenden Folgen für Frauen und Kinder. Letztere wurden oft in einem Umfeld von Ungleichheit,

Gewalt und Machismo groß. Den diversen physischen und psychischen Misshandlungen ausgesetzt waren sie Opfer und wurden zu Tätern. Südafrika ist ein Beispiel dafür.

Diese Studie trägt ganz maßgeblich zu einem Verständnis der Wichtigkeit von Maßnahmen zur Überwindung dieser „gewaltgeprägten Maskulinitätsideale“ und der Entwicklung von Strategien gegen geschlechtsspezifische Gewalt zur „Normalisierung der Geschlechterverhältnisse“ bei. Eine Neudefinition von Werten und Macht im Verhältnis der Geschlechter zueinander wird somit unumgänglich, um die selbstverständlich gewordene gewalttätige Durchsetzung der verschiedenen Interessen zu entlarven und ihr entgegenzutreten.

Aufgrund ihrer breit gefächerten Ausrichtung eignet sich diese Studie dann auch nicht nur als wichtige Grundlage für den wissenschaftlichen Diskurs, sondern kann Akteuren der Entwicklungszusammenarbeit zur Erarbeitung konkreter Strategien und Programme mit wichtigen Hintergrundinformationen dienen. Je nach Zielgruppe kann das Buch auch als Nachschlagewerk für einzelne Länder und Regionen kapitelweise überaus nützlich werden.

Besonders praxisorientierten Zielgruppen mag verstärkt der Gegensatz der akribischen Detailanalyse in den Länderbeispielen zu den recht allgemein gehaltenen übergeordneten Empfehlungen am Schluss des Buchs auffallen. Die Autorin plädiert hier folgerichtig für die Unentbehrlichkeit einer Analyse historischer Zusammenhänge und Gewaltdynamiken – diese muss aufgrund der beschriebenen Wechselbeziehungen auch durchaus bereits im Vorfeld eines Konflikts bedacht werden. An konkreten Maßnahmen für Nachkriegsgesellschaften werden unter anderem die Stärkung politischer Partizipation von Frauen, die Schaffung und Umsetzung neuer Rechtsgrundlagen, die Stärkung des (oft zitierten) politischen Willens, die Unterstützung von Nichtregierungsorganisationen oder den Einsatz von Wahrheits- und Versöhnungskommissionen zur Aufarbeitung der erlebten und ausgeübten Gewalt erwähnt.

Warum die aufgeführten Maßnahmen in ihrer gegenwärtigen Form allerdings nicht (immer) ausreichen, um der (Re-)Etablierung von Gewaltverhältnissen in Nachkriegsgesellschaften entgegenzusteuern, an welchen Stellen es scheitert und in wieweit Gender als Kategorie ganz konkret in den Maßnahmen zur Anwendung kommen könnte, klingt in jedem Länderbeispiel zwar indirekt durch die Darstellung der

Problembereiche verschiedener Programme und Maßnahmen an, wird im Schlussteil allerdings nicht so ausführlich behandelt wie man es nach der Analyse im Hauptteil erwarten mag.

Auf den zweiten Blick wird allerdings klar, dass dies unbedingt auch als Aufforderung verstanden werden darf, die vorgelegte Studie als Ausgangspunkt für neue weiterführende, praxisorientierte Forschungen zu nutzen. Denn Erkenntnisse über die Möglichkeiten zur Wandlung von Geschlechterkonstrukten, und darüber, wie konkrete Interventionen zum einen bereits im Vorfeld eines Konflikts, spätestens aber in einer Nachkriegsgesellschaft zu „normativen Neuorientierungen“ im positiven Sinn führen könnten, werden nicht nur in Afrika, sondern weltweit in Krisengebieten dringend benötigt. Ganz außer Frage steht, dass dieses Buch in jeder Hinsicht einen überaus wertvollen Beitrag zu einer geschlechtersensiblen praxisorientierten Forschung leistet und die Autorin der Disziplin mit einem großen Schritt den Weg in die richtige Richtung weist.

BECHHAUS-GERST, Marianne; GIESEKE, Sunna (Hg.)
2006. *Koloniale und postkoloniale Konstruktionen von Afrika und Menschen afrikanischer Herkunft in der deutschen Alltagskultur*. Frankfurt am Main: Peter Lang – Europäischer Verlag der Wissenschaften (=Afrika und Europa. Koloniale und Postkoloniale Begegnungen Band 1). 448 Seiten mit Abbildungen, Tabellen und Grafiken. ISBN 978-3-631-54662-8 (=ISSN 1614-9904)

rezensiert von

Andrea Kremser und Clemens Pfeffer

Die Kölner Afrikawissenschaftlerinnen Marianne Bechhaus-Gerst und Sunna Gieseke legen mit diesem Sammelband die Beiträge der im Oktober 2004 abgehaltenen internationalen Konferenz „Koloniale und postkoloniale Konstruktionen von Afrika und Menschen afrikanischer Herkunft in der

deutschen Alltagskultur“ vor. Mit der Konferenz sollte aus wissenschaftlicher Perspektive an bereits erfolgte Auseinandersetzungen angeknüpft werden, die vom Kölner Verein *KopfWelten – gegen Rassismus und Intoleranz e.V.* für die Öffentlichkeit veranstaltet worden waren. Ziel der Konferenz war es einerseits, unterschiedliche Positionen und aktuelle Forschungsergebnisse der unterschiedlichen Disziplinen zu versammeln und zur Diskussion zu stellen, um bestehende Forschungslücken aufzuzeigen, und andererseits, *Postcolonial Studies* an deutschen Universitäten zu verankern. Gestärkt werden sollte letztendlich die kritischere Auseinandersetzung mit der kolonialen Vergangenheit und dem konstruierten Bild über Afrika und AfrikanerInnen. Ebenso weit gefasst wie der Titel dieses interdisziplinären wissenschaftlichen Austausches, der nach den Angaben der Herausgeberinnen mehr als 100 VertreterInnen aus vier Kontinenten zusammenführte, ist auch das Spektrum der Konferenzbeiträge in der vorliegenden Publikation, deren Zusammenstellung in vier Sektionen dem Ablauf der Konferenz entspricht. In den sieben Beiträgen des ersten Abschnitts erfolgt die theoretische Auseinandersetzung mit Konstruktionen von „Weißsein“, die eine Konstruktion des „Anderen“, damit auch von „Schwarzsein“ voraussetzt. Susan Arndt bietet in Erweiterung des Begriffs des „racial turn“ (Shankar Raman) und der Kritik unreflektierter alltäglicher Vorurteile, wie sie durch Roland Barthes Kritik an Alltagsmythen kenntlich gemacht werden können, einen guten Einstieg in die Thematik der Mechanismen von Identität und Alterisierung, die auf die soziale und symbolische Bedeutung dieser Kategorien verweisen. Sie befasst sich mit Aufgaben der *Critical Whiteness Studies* und rückt die Notwendigkeit des reflektierten Blicks auf das „Eigene“ in den Vordergrund, der es ermöglicht, die Fortschreibungen rassistischer und kolonialer Muster in aktuellen Diskursen aufzudecken. Sie betont, dass auch dieser Blick kein neutraler ist, mit ihm jedoch hierarchische Strukturen kolonialer Gegebenheiten durchleuchtet werden können. Für eine „herrschaftskritische Perspektive in Theorie und Praxis“ der Wissenschaften plädieren Lisa Bokemeyer und Nadine Golly (S.27). Sie fordern mit erheblicher Schärfe, die eigene Positionalität innerhalb bestehender Machtstrukturen auszuweisen. Erst dann könne gelingen, dominante und gewaltvolle europäische Wissensproduktion und hegemonialen Sprachgebrauch aufzubrechen, statt sie neokolonial fortzuschreiben. Anette Dietrich befasst sich mit Beiträgen von deutschen

Frauen zur europäischen Konstruktion des „Orients“ und dem Kolonialprojekt. Sie zeigt Zusammenhänge zwischen Kolonialismus und den Bemühungen der Frauenbewegung auf, deren Emanzipationsansprüche letztendlich auf Kosten der Kolonisierten gingen. El Hadji Ibrahima Diop geht weiter in der Geschichte zurück und legt die durch die Anthropologie der frühen Aufklärung grundgelegten Denkkategorien und kategorialen Schemata dar, die von europäischen Gelehrten aufgegriffen und ausgefeilt wurden und bis in die Gegenwart wirken. Die *Hautfarbe der Aufklärung*, so auch der Titel seines Beitrags, enttarnt er als „ganz entschieden weiß“ (S.52). Kritische Auseinandersetzung mit dem Identitätsbegriff und Identitätskonstruktionen, die als „Effekt von Machtverhältnissen“ verstanden werden können (S.66), erfolgt durch Ingrid Jungwirth, vor allem über die Infragestellung der Identitätstheorie Erik H. Eriksons, die „weiße“ Normativität festigte. Maguéye Kassé beschäftigt sich definitorisch sehr unscharf mit interkultureller Kommunikation unter den Bedingungen aktueller Globalisierungsprozesse und fordert die Integration bisher ausgeschlossener Gruppen, wobei historische wie auch aktuelle Zusammenhänge wenig bis gar nicht deutlich werden. Strukturierende Momente des deutschen Kolonialismus auf heutige gesellschaftliche Formationen behandelt Martina Tißberger aus psychoanalytischer Perspektive. In ihrer Studie untersuchte sie Distanzierungsstrategien zeitgenössischer deutscher Psychotherapeutinnen, die verhindern, dass eine Auseinandersetzung mit rassistischer, antisemitischer und kolonialer Vergangenheit innerhalb der „weißen“ Dominanzgesellschaft erfolgt.

Die neun Beiträge der zweiten Sektion des Sammelbands beschäftigen sich mit der Darstellung von Afrika und AfrikanerInnen in der Literatur. Einleitend untersucht Kodjo Attikpoe den Anteil deutscher Kolonialliteratur an der Geschichtsschreibung; imagologisch analysiert werden Uwe Timms *Morenga* (1978) und Gerhard Seyfrieds *Herero* (2003), um aufzudecken, welches Geschichtsbild durch diese Romane vermittelt wird. Er gelangt zum Schluss, dass sie deutschen Kolonialismus zwar in Erinnerung rufen, aber dessen Auswirkungen verschweigen. Esaïe Djomo beschäftigt sich mit Maria Theresia von Ledóchowskas *Zaïda, ein Volksdrama in fünf Aufzügen* (1889). Publikationen, wie jene dieser Österreicherin, trugen dazu bei, durch ihre Täter-Opfer-Umkehr die europäische Aufteilung Afrikas als „Befreiung“ von vermeintlich afrikanischen „Despoten“ in Europa

ideologisch zu legitimieren. Albert Gouaffo rückt die exotische Jugendliteratur des deutschen Kaiserreichs am Beispiel Carl Falkenhorsts (Stanislaus von Jezewski) in den Blick, der erfolgreich über Afrika publizierte, ohne je vor Ort gewesen zu sein. Katharina von Hammerstein befasst sich aus der Perspektive Subalterner mit *Ashantee* von Peter Altenberg (1897), das Völkerschauen im Wien der Jahrhundertwende zum Gegenstand hat und oft als Beispiel für interkulturelle Annäherung fungiert. Sie durchleuchtet die durch Altenberg erfolgte Vereinnahmung seiner vermeintlichen Subjekte, die lediglich „Objekte des männlichen, weißen Blickes“ blieben, ohne bestehenden Machtverhältnissen entkommen zu können (S.139). Sie verweist auch auf aktuelle Entwicklungsdiskurse, in der Positionalitäten unreflektiert bleiben, die einer „Öffnung gegenüber kultureller Heterogenität“ im Wege stehen (S.140). Pierre Kodjio Nenguie reflektiert die europäische Selbstfindung in Hans Paasches *Die Forschungsreise des Afrikaners Lukanga Mukara in das innerste Deutschland* (1921/1912). Die ethnographische Erzählung über die Begegnung eines Ostafrikaners mit der ihm fremden deutschen Kultur versuchte zwar „Phänomene der deutschen Kultur“ zu entschlüsseln (S.156), reproduzierte letztendlich aber jene kolonialideologischen Stereotypen, die der Herrschaftslegitimation dienten. Gunther Pakendorf analysiert den postkolonialen Familienroman *Ein unsichtbares Land* von Stephan Wackwitz (2003). Dieser steht der kolonialen Vergangenheit seines Großvaters und dessen Reisen kritisch gegenüber. Seine Betrachtung der „Familiengeschichte“ kann gleichzeitig als Rückschau auf die deutsche Geschichte gelesen werden, in der er „kollektive[s] Fernweh“ konstatiert (S.168). Offen bleibt, ob sich durch den literarischen Generationenwechsel vom kolonialen zum „postmodernen Nomaden“ ein neuer Blick auf die deutsche Geschichte herausbilden wird (S.168). Auch Gregor Schröer bezieht Stellung zu Peter Altenbergs *Ashantee* (1897). Er vergleicht frühere Völkerschauen mit dem heutigen „Multikulti-Zoo“ (Feridun Zaimoglu) als Terrain der Begegnung zwischen Dominanzkultur und ethnischen Minderheiten in Deutschland (S.171). Beleuchtet wird das Verhältnis von hierarchisierenden Fremd- und Selbstzuschreibungen, wodurch es dem Autor gelingt, subtile Fortschreibungen überwunden geglaubter Stereotypisierungen und Rassismen aufzuzeigen. Albert-Pascal Temgoua rückt deutschkoloniale Literatur über kamerunische Frauen in den Blick, die vor allem über ihre Nacktheit beschrieben wurden. Lacina Yeo setzt sich mit

literarischen Stereotypen und Mythen auseinander, die bis in gegenwärtige Afrikabilder wirken, denen aber seitens der AfrikanerInnen durchaus Widerstand entgegengesetzt wurde. In Übereinstimmung mit Sigrid Weigel verweist sie darauf, dass „schwarzer“ Widerstand kaum aus „weißer“ Perspektive wiederentdeckt und -erzählt werden kann.

In den neun Artikeln der dritten Sektion wird populäre Kultur auf ihre Beiträge hin untersucht, die sie zu den Konstruktionen von Menschen afrikanischer Herkunft beisteuerte. Den Anfang macht Florian Carl mit seiner Auseinandersetzung über den vorkolonialen und kolonialen Diskurs um afrikanische Musik, der von einer strikten Differenzierung europäisch-zivilisierter und afrikanisch-unzivilisierter Musik bestimmt war. Motive und Unterschiede katholischer Missionsfotografien aus den deutschen Kolonien werden im Artikel von Andreas Eckl näher erläutert. Er unterscheidet zwischen kolonialer Herrschaftsfotografie, die ein klares Dominanzverhältnis der deutschen Missionare über afrikanische „Heiden“ widerspiegelt, und Rechtfertigungsfotografie, die die „zivilisatorische“ Arbeit der Mission abbildet. Letztere unterteilt er in drei Motivkomplexe: Die „Heidenfotografie“ sollte die Notwendigkeit der Missionierung zeigen, die „Propagandafotografie“ visualisierte Tätigkeit und Methoden der Mission und die „Erfolgsschwarzfotografie“ präsentierte die „Ergebnisse“ der Missionstätigkeit (S.232ff.). Eine weitere Bildquelle, allerdings filmischer Natur, untersucht Wolfgang Fuhrmann in seinem Artikel über die Inszenierung des Herero-Krieges im frühen deutschen Kino. Er stellt Parallelen zu den literarischen Vorgängern in Form kolonialer Reise- und Kriegberichterstattungen fest, die eine mit Exotismen besetzte und den Genozid verharmlosende Grundlage für eine propagandistisch-filmische Darbietung lieferten. Sunna Gieseke befasst sich mit afrikanischen Völkerschauen im Köln der Jahrhundertwende. Sie erschließt primär aus Zeitungsartikeln und Anzeigen, wie über die Berichterstattung unterschiedliche Stereotypisierungen erfolgten. Wie es den AfrikanerInnen in Deutschland erging und in welcher Weise sie die Stereotypisierung beeinflussten und mitbestimmten, lässt sich ihr zufolge aufgrund fehlender Quellen schwer erschließen. Einer sehr spezifischen Bildquelle nehmen sich Melanie Leucht und Franz Rudolf Menne an: Sammelbilder der Konsumgüterindustrie und deren Beitrag zur Imagination über Afrika und AfrikanerInnen. Sammelbilder galten nach der Jahrhundertwende als beliebte und bekannte Produktbeigaben. Sie bedienten sich zeitgenössischer

Klischees und karikiertes, verzerrtes Darstellungen von „Schwarzen“ und standen damit im Dienste „weißer“ kolonialer Herrschaftsstabilisierung. Mathias Ludynia hat aktuelle Bilder von Afrika und AfrikanerInnen in der Werbung zum Gegenstand. Die vorwiegend stereotypen Darstellungen reichen vom afrikanischen Sozialfall in Spendenkampagnen bis zur „schwarzen“ Bedrohung im Produktmarketing. Auf zwei sehr unterschiedliche Arten wird auf die Präsentation „schwarzer“ InterpretInnen in der deutschen Musikszene der Nachkriegszeit eingegangen: Julio Mendivil wirft den Blick auf die deutsche Schlagerszene und illustriert anhand von Zitaten aus bekannten Liedtexten, wie Afrika in Opposition zum „zivilisierten“ Deutschland als dunkler, ungeordneter Kontinent konstruiert wurde, in dem Nacktheit, Wildheit, Kannibalismus und Triebhaftigkeit regieren. Einen weniger analytischen Zugang wählt Lothar Pützstück, der in Deutschland lebende „schwarze“ UnterhaltungsmusikerInnen afrikanischer und US-amerikanischer Herkunft seit den 1950er-Jahren porträtiert. Stefanie Michels befasst sich mit dem Bild des „treuen Askari“, das nach dem Verlust der deutschen Kolonien 1918 in Deutschland als Beweis deutscher Kulturleistung fungierte, ohne die ehemaligen Soldaten Deutschlands für ihre Beiträge je entlohnt zu haben. Die Konstruktion der „Treue“ erfährt drei zeitlich divergierende Muster: Bereits zu kolonialen Zeiten bestand ein Bild des „treuen schwarzen deutschen Kolonialsoldaten“, das sich in der Zwischenkriegszeit auf die Konstruktion des „treuen Askari“ unter der deutschen Führung Lettow-Vorbecks verengte und schließlich nach der Unabhängigkeit Tansanias in Form des „treu[en]“ aber „arm[en]“, entwicklungsbedürftigen Askari wiederkehrt (S.315).

Der vierte und letzte Abschnitt des Sammelbandes schließt mit fünf Beiträgen zur afrikanischen Diaspora und heute gängigen Imaginationen über „schwarze“ Deutsche aus Eigen- und Fremdperspektive. Erwin Ebermanns Thema sind afrikanische ImmigrantInnen in Wien. Anhand einer Vielzahl von Tabellen und Graphiken, die aus dem Datenmaterial einer vom Autor getätigten Umfrage unter WienerInnen und AfrikanerInnen erstellt wurden, versucht er, Vorurteile und Akzeptanz in unterschiedlichen Lebensbereichen aufzuzeigen. Mit rassifizierten Figurationen in Kinder- und Jugendbüchern und deren Auswirkung auf die soziale Identität „weißer“ und „schwarzer“ Kinder in Deutschland befasst sich der Beitrag von Maureen Maisha Eggers. Sie analysiert unter anderem

Astrid Lindgrens *Pippi Langstrumpf in Taka-Tuka Land* sowie Stefanie Zweigs *Nirgendwo in Afrika* und führt deutlich vor Augen, wie rassistische Vorstellungen und Konnotationen in der Darstellung von Interaktionen zwischen „weißen“ und „schwarzen“ Figuren ein zentrales Mittel bilden, um eine natürlich erscheinende hierarchische Ordnung zu konstruieren. Nadine Golly kritisiert in ihrem essayistischen Beitrag aus studentischer Perspektive die Ausklammerung „schwarzen“ Wissens im deutschen akademischen Kontext. Auch „schwarze“ WissenschaftlerInnen werden laut Golly an den Rand des akademischen Diskurses gedrängt. Ihr scharfer Appell, deren Beiträge nicht nur anzuerkennen, sondern auch in der Hochschullehre zu bearbeiten, richtet sich an die *scientific community*, die sich „den Machtgehalt von Wissen“ bewusst vor Augen führen und sich „reflexiv mit der [eigenen] Eingebundenheit in rassistische Verhältnisse“ auseinandersetzen sollte (S.398). Marga Günther verschafft Einblick in die Lebenssituation zweier GuineanerInnen, die sich zu Studienzwecken in Frankfurt aufhalten, und stellt deren unterschiedliche Entwicklung in Hinblick auf Integration, Emanzipation und Herausbildung unabhängiger Identität dar. Sie konstatiert eine deutlich progressivere Adoleszenzentwicklung bei weiblichen Jugendlichen, und vermeint einen Emanzipationsprozess von der geschlechtsspezifischen Statuszuschreibung des Mutterlandes zu erkennen. Joachim Zeller schließt mit seinem Beitrag die zeitliche Lücke zwischen kolonialer Imagination und der Konstruktion von Afrika und Menschen afrikanischer Herkunft nach dem Zweiten Weltkrieg. Er wirft einen differenzierten Blick auf Fotografien von „Schwarzen“ im Berlin der Kolonial- und Zwischenkriegszeit und unterscheidet zwischen Bildstereotypen und Bewusstseinsstereotypen, die sich nicht zwangsläufig gegenseitig speisen. Während sich vorgefasste Bilder über „Schwarze“ durchaus in Fotografien widerspiegeln, lösen umgekehrt nicht stereotype Abbildungen – wie beispielsweise uneingeschränkt positive Darstellungen, die von Selbstbestimmung gekennzeichnet sind – Irritation aus. Zeller betont die Notwendigkeit kritischer Kontextualisierung des Bildmaterials, um differenzierte Aussagen über Ablichtende und Abgelichtete treffen zu können.

Unseres Erachtens bietet der Sammelband ein buntes Sammelsurium an Texten, die sich – auf unterschiedlichem Reflexionsniveau – mit „weißen“ Imaginationen über Afrika und AfrikanerInnen und die Auswirkung dieser Konstruktionen zwischen Kolonialismus und Gegenwart

auseinandersetzen. Die Beiträge unterscheiden sich qualitativ in der analytischen Herangehensweise, der Nachvollziehbarkeit ihrer Argumentation und ihrer theoretischer Konsistenz. Auch quantitativ divergieren sie hinsichtlich Länge und dem Einbezug von Quellen- und Bildmaterial. Dies beeinflusst die Struktur und damit auch die Lesbarkeit der Artikel, die unterschiedliches Vorwissen voraussetzen, wodurch sich der Sammelband einer breiten Leserschaft öffnet. Nicht transparent wird, inwiefern sich während der Konferenz Konflikte zwischen „traditionellen“ und „postkolonialen“ wissenschaftlichen Positionen ergaben (S.10), obwohl einige Beiträge wie jener von Lisa Bokemeyer und Nadine Golly konfrontatives Potential aufweisen. Es wäre sehr spannend gewesen, die der Begegnung folgende Diskussion nachlesen zu können, wie die Autorinnen auch geplant hatten. Da dies nicht möglich war, hätten wir uns einen abschließenden Artikel gewünscht, der nicht nur die wichtigsten Einsichten der Konferenz bzw. des Sammelbandes zusammenfassen, sondern auch spezifisch die kontroversen Linien und Uneindeutigkeiten hervorstreichen hätte können. Lediglich Gregor Schrör bietet einen solchen Hinweis (S.171); nicht zuletzt deshalb empfanden wir seinen Beitrag besonders spannend. Weniger in die Thematik Eingelebte sind für das Erkennen problematischer Argumentationen auf ihre eigenen Vermutungen angewiesen, wodurch sich die Gefahr der Perpetuierung hegemonialer Diskurse ergeben könnte. Andererseits bietet vielleicht eben dieses Nichtwissen die Grundlage für das kritischere Lesen und Deuten der Beiträge. Es könnte jene Unsicherheit erzeugen, die Voraussetzung für das eigene intensive Nachdenken ist, das unseres Erachtens für eine ernsthafte und ehrliche Auseinandersetzung aus „weißer“ Perspektive mit Kolonialgeschichte und deren Auswirkungen sowie Fortschreibungen erforderlich ist. Insofern stellen Konferenz und Sammelband einen wertvollen Beitrag dar, der ein wichtiger Schritt in der Umsetzung des Vorhabens sein kann, *Postcolonial Studies* an deutschen Universitäten zu verankern. Es bleibt zu hoffen, dass die von unterschiedlichen AutorInnen als dafür notwendig eingeforderten Schritte gesetzt werden, wie beispielsweise die Berücksichtigung herrschaftskritischer Machtanalysen, die Einbeziehung „schwarzer“ Erfahrungen und „schwarzen“ Wissens sowie die kritische Auseinandersetzung mit der eigenen „Whiteness“ und der damit verbundenen (machtvollen) Position.

MARKOM, Christa / WEINHÄUPL, Heidi. 2007. *Die Anderen im Schulbuch. Rassismen, Exotismen, Sexismen und Antisemitismus in österreichischen Schulbüchern*. Wien: Braumüller. XI, 257 Seiten. ISBN: 978-3-7003-1616-9

rezensiert von
Arno Sonderegger

Die beiden Sozial- und Kulturanthropologinnen Christa Markom und Heidi Weinhäupl haben in ihrem in der Reihe *Sociologica* erschienenen Buch *Die Anderen im Schulbuch* ein spannendes und wichtiges Thema aufgegriffen. In ihrer Analyse ausgewählter Schulbücher aus den Fächern „Biologie und Umweltkunde“, „Geographie und Wirtschaftskunde“ (jeweils aus den Jahren 1999-2005) sowie „Geschichte und Sozialkunde“ (aus den Jahren 1997-2005) weisen sie auf die Virulenz von *Rassismen, Exotismen, Sexismen und Antisemitismus in österreichischen Schulbüchern* hin. Es geht ihnen darum, den „europäischen Blick“ freizulegen, den sie im ersten Kapitel näher charakterisieren als einen, dem es um „einteilen, homogenisieren, hierarchisieren“ zu tun ist (so lautet ihre Überschrift zu Abschnitt II). Anschließend widmen sich acht weitere Kapitel (Abschnitte III bis X) den im Untertitel des Buches angeführten Dimensionen.

In räumlicher Hinsicht werden zum einen der „Orient“ (III), zum anderen „Afrika“ (VIII) hervorgehoben, um die stereotype Konstruktion von Anderen zu illustrieren, in religiöser Hinsicht erfolgt eine Konzentration auf den Islam (IV) sowie das Judentum (V); zudem widmet sich ein Kapitel der Darstellung von Rassismus bzw. Rassismuskritik in den Schulbüchern (VI), ein anderes dem Problem der Exotisierung und Idyllisierung kulturell ferner Lebenswelten im Zeichen evolutionistischer Mißverständnisse (VII), und zwei weitere Kapitel thematisieren Sexualität (IX) und Gender (X) hinsichtlich ihres Normierungspotentials. Erst gegen Ende geben die Autorinnen über ihre Methoden (XI) Auskunft.

Wie dieser kurze inhaltliche Überblick nahelegt, haben sich die Autorinnen viel, sehr viel, vorgenommen. Die Behandlung der verschiedenen Themenfelder erfolgt in durchaus ungleichgewichtiger Weise: „Rassismus“ als „Denksystem, Struktur und Handlung“ (VI) findet nur 15 Seiten lang Aufmerksamkeit, der Zusammenhang zwischen „Exotismus und

Evolutionismus“ (VII) immerhin 25 Seiten; „Orient“, „Orientalismus“ und „Islam“ werden in zwei Abschnitten auf insgesamt etwa 30 Seiten abgehandelt (III und IV), „Afrika“ als Beispielfall der „Dritten Welt“ auf 20 Seiten (VIII); „Heterosexualität“ (IX) und „Genderkonstruktionen“ (X) bekommen hingegen jeweils 30 Seiten Raum; der Abschnitt zu „Antisemitismus“ (V) ragt mit 60 Seiten überdeutlich heraus.

Wodurch wird diese unterschiedliche Gewichtung gerechtfertigt? Resultiert sie aus dem analysierten Schulbuchmaterial selbst, spiegelt sie also dort vorhandene Gewichtungen wider? Folgt sie aus den persönlichen Interessenslagen der Autorinnen? Oder hat es mit dem fachwissenschaftlichen Bias zu tun, jenen „aktuelle[n] Erkenntnisse[n] und Diskussionen der Sozialwissenschaften (insbesondere der Kultur- und Sozialanthropologie)“, die von den Autorinnen „für ein breiteres Publikum verständlich auf[bereitet]“ werden wollen (S.2)? – Leider gibt das Buch darauf keine Antworten, und den LeserInnen ist somit ein weites Feld für Spekulation gelassen. Selbstverständlich soll man gewichten und selektieren, allerdings auch die dafür ausschlaggebenden Kriterien mitteilen. Das letzteres nicht getan wurde, ist umso bedauerlicher als die Diskussionen über Rassismus und über Sexismus generell sehr emotionell geführt werden und jede sachliche Leerstelle damit umso leichter okkupiert werden kann. LeserInnen, die mit dem antirassistischen und antisexistischen Grundanliegen der Autorinnen nicht sympathisieren, könnten aufgrund einiger Schwächen des Textes sehr leicht ihre Vorurteile rationalisieren.

Die meisten Abschnitte enden mit einem Kapitel, das mit „Alternativen und Kritik“ überschrieben ist und in dem die Autorinnen Ratschläge erteilen, wie den beanstandeten Darstellungen entgegengesteuert werden könnte. Speziell an diesen Passagen wird sehr deutlich, dass Lehrpersonen (und die daraus rekrutierten SchulbuchautorInnen) das eigentlich intendierte Publikum dieses Buches sind. Diese werden mit Nachdruck auf mißliche Repräsentationen einzelner Gesellschaften, ganzer Großregionen und Religionsgemeinschaften sowie von Geschlechtern hingewiesen, wie sie in bestimmten Worten und Begriffen zum Ausdruck kommen. Mehrfach genannt werden zum Beispiel die kritikwürdigen Bezeichnungen „«Indianer», «Pygmäen», «Buschmänner», «Kopfjäger», «Eskimos», «Horde», «Häuptling», «primitive Völkerstämme», «Eingeborene» und «Zigeuner» [...], «Naturvolk» [...]“ (S.147f.) u.v.a.m. Außerdem findet sich

an einer Stelle auch eine gelungene Gegenüberstellung von spiegelbildlichen Eigenschaften, die einmal negativ dem „orientalischen“ Anderen, dann positiv dem „okzidentalen“ Uns zugeschrieben werden (S.26). Dadurch wird deutlich, dass jede Beschäftigung mit anderen auch eine selbstkritische Positionierung erfordert, um zu einigermaßen angemessenen Auffassungen über „Sie“ und „Uns“ zu gelangen. Positiv hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang, dass die Autorinnen weniger nach einem Generalverbot solcher abwertenden Ausdrücke rufen als vielmehr fordern, ihre Kritik zur ausdrücklichen Aufgabe im Unterricht zu machen. Als Denkanstoß in diese Richtung und als Lehrbehelf für kritische LehrerInnen ist das Buch von Christa Markom und Heidi Weinhäupl mit Sicherheit sehr nützlich.

BRÄNDLE, Rea 2007. *Nayo Bruce. Die Geschichte einer afrikanischen Familie in Europa*. Zürich: Chronos Verlag. 254 Seiten. ISBN 978-3-0340-0868-6

rezensiert von
Clemens Pfeffer

Geht es nach der bruceschen Familienchronik, dann war Nayo Bruce, geborener Nayo Friko, Sohn des Amuzu Djaglidjagli Bruce und mit 16 auf den Namen John Calvert getauft, ein togolesischer Antikolonialist auf einer Mission durch Europa. Am 3. März 1859 in der Nähe des Togosees geboren, machte er sich 1896, einer Aufforderung der Regierung folgend, nach Deutschland auf, um eine Kolonialausstellung zu gestalten und dem Kaiser seine Klagen über die Ungerechtigkeiten darzubieten, die seinen togolesischen Landsleuten widerfuhren. Erst als seine Beschwerde beim Kaiser keinen Erfolg zeigte, entschied er sich, als Showbetreiber im Rahmen von kolonialen Völkerschauen tätig zu werden. Sein steter Wunsch nach Togo zurückzukehren blieb ihm aufgrund der vielen Engagements in Europa unerfüllt (S. 89).

Dass seine Geschichte in Europa anders verlief, dass Nayo Bruce ein Mann mit vielen unterschiedlichen Gesichtern war, erzählt das Buch von Rea Brändle. Auf eindrückliche Weise rekonstruiert die Autorin, die bereits 1995

ein Buch über koloniale Völkerschauen in Zürich unter dem Titel „Wildfremd, hautnah“ veröffentlichte, die Reise des togolesischen Showunternehmers, der ab 1898 zwanzig Jahre lang gemeinsam mit seiner Familie durch ganz Europa tourte. Aus einem reichen und vielschichtigen Fundus an Schrift- und Bildquellen schöpfend, die vom amtlichen Polizeiprotokoll über Personal- und Geburtsakten, Taufbüchern bis zu persönlichen Korrespondenzen reichen, stellt Rea Brändle unterschiedliche Perspektiven aus dem privaten, familiären, freundschaftlichen sowie dem „offiziellen“, unternehmerischen, amtlichen Umfeld einander gegenüber. Erklärtes Ziel des Buches ist es, einige „Fundstücke“ aus dem Leben des afrikanischen Schaustellers zusammenzutragen und in ihrer bruchstückhaften Form wiederzugeben, um einen unverfälschten Blick auf die „wahre Geschichte“ dieses Mannes und seiner Familie werfen zu können: „J.C. Bruce soll nicht zu einer Fiktion werden, seine Geschichte ist auch so schon unglaublich genug“ (S. 8).

Das Buch ist in drei Abschnitte gegliedert. Der erste Teil befasst sich sehr eingehend mit der Biographie von J.C. Bruce, angefangen bei seiner kaum dokumentierten Kinder- und Jugendzeit am Togosee bis zu seinem Tod im Kaukasus 1919. Im Missionsunterricht lernte er Englisch und Deutsch, daneben beherrschte er auch Ewe, Mina, Twi, Kwa und Yoruba. Aufgrund seiner Sprachkenntnisse wurde er Dolmetscher im Dienst des späteren Vorsitzenden der „Nachtigal-Gesellschaft für vaterländische Afrikaforschung“, Dr. Ernst Henrici. Auf einer gemeinsamen Reise nach Deutschland kam er 1889/90 erstmals mit dem Völkerschaugewerbe in Berührung und knüpfte Beziehungen zu bekannten Veranstaltern, etwa dem Impresario Albert Urbach. Vom Reichskolonialamt beauftragt, machte er sich im Februar 1898 erneut mit einer Showtruppe von sechsunddreißig Personen von Lomé auf, um bei der Kolonialausstellung in Berlin-Treptow das deutsche Schutzgebiet Togo zu präsentieren. Am 14. April 1898 wurde seine Produktion im Passage-Panoptikum uraufgeführt; der Startschuss für eine langjährige und weit reichende Europatournee, die die Showgruppe allein im Jahr 1898 bereits durch Deutschland, die Schweiz und Italien führte.

Bis 1899 war die Gruppe vertraglich an Albert Urbach gebunden und obwohl es bereits im ersten Veranstaltungsjahr zu Reibungen in der Zusammenarbeit kam, ließ sich J.C. Bruce zu einer Vertragsverlängerung für weitere zwei Jahre bewegen; allerdings unter der Bedingung, dass „die

Gagen aufzubessern und künftig monatlich auszuzahlen seien statt wie bisher pauschal zum Vertragsende“ (S. 26). Trotz der akribischen Ausarbeitung des Vertrages setzten sich die Streitereien fort. 1900 erstattete Bruce Anzeige gegen Urbach und ein jahrelanger Rechtsstreit folgte. Rea Brändle geht davon aus, dass die Beschäftigung der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes mit dem Fall wesentlichen Einfluss auf den Erlass Nr. 82 vom 17. April 1901 hatte, der „fortan in sämtlichen deutschen Kolonien die ‚Ausführung von Eingeborenen zu Schaustellungszwecken‘ verbietet“ (S. 36). Für Bruce sollte sich das britische Pendant im Jahre 1902 noch als unüberwindbare Hürde herausstellen, als er im Auftrag des Zirkusdirektors Paul Busch an die britische Goldküste reiste, um eine vierzigköpfige Frauengruppe für den Berliner Zirkuspalast aufzustellen.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland war er jedoch nicht mehr auf einen europäischen Impresario angewiesen, denn er hatte mittlerweile vom Auswärtigen Amt eine Bescheinigung erhalten, die es ihm erlaubte, als selbständiger Direktor einer Showtruppe durch Deutschland zu ziehen. Mit mehr als der Hälfte der ursprünglichen Togo-Gruppe aus dem Jahre 1898 führte Bruce schon im Frühjahr 1903 seine Tournee in Europa fort. Nach einem abschließenden Gastspiel im Berliner Passage-Panoptikum kehrte 1904 ein großer Teil der Showtruppe nach Togo zurück. Danach blieb ein kleines „Familienunternehmen“, das sich aus Bruce, seinen drei Ehefrauen und seinen Kindern zusammensetzte; allerdings nahmen nicht alle durchgängig an den Reisen des Vaters teil, sondern wuchsen zeitweise in der Obsorge von Pflegeeltern und christlichen Heimen in Deutschland und Russland auf. Zur zentralen Einnahmequelle wurde seine Ehefrau Amanua Kpapo, die als „Negresse Blanche“ in so genannten „Freak Shows“ von Fritz Geissler in Frankreich und gemeinsam mit Dassi Creppy oder Yenuoussi Johnson als „afrikanisches Geschwisterpaar“ auftrat. An dieser Art der Zurschaustellung änderte sich in den folgenden Jahren nichts. Ein Plakat aus dem Jahre 1913 zeugt von der immer wieder von neuem aufgerollten Thematik: „Die heilige weiße Negerin und die schwarze Priesterschwester“ (S. 82).

Im zweiten Teil des Buches werden das Leben und die Situation von Nayo Bruce thematisiert, bevor er nach Europa aufgebrochen war. Seine Jahre in Togo kontrastiert Rea Brändle mit dem Leben des Schweizer Missionars Ernst Bürgi, den sein missionarisches Wirken nach Togo führte. In ihm sieht sie eine Art spiegelbildliche Figur. Während der Missionar nach Afrika

aufbrach, um seinen Traum vom „unerforschten Raum“ und von zu bekehrenden Menschen zu leben, zog es Nayo Bruce nach Europa, um seinen Kindern ein europäisches, ja ein „zivilisiertes“ Leben näher zu bringen. Rea Brändle versucht über zweierlei Bezugspunkte eine Verbindung zwischen den beiden Charakteren herzustellen: einerseits erzählt sie von einer Begegnung in Zürich 1903, zum anderen schließt sie den Kreis über die Bremer Mission in Togo, in der auch drei Töchter Nayos tätig waren. Diese Kontaktstellen sind allerdings nur beschränkt nachvollziehbar. Die Begegnung in Zürich wird kaum beschrieben, und Nayos Töchter waren erst ab 1926 in Togo tätig, fünf Jahre nachdem Ernst Bürgi sein Amt als Präses in Keta zurückgelegt hatte. Überhaupt stellt sich die Frage, ob es sich bei der Gegenüberstellung um einen zielführenden Vergleich handelt. Parallelitäten werden nicht nur aufgrund der deskriptiven Gegenüberstellung wenig deutlich, sie scheinen ganz einfach nicht - oder nur begrenzt - zu existieren. Da wirkt ein zwanghaft hergestellter Konnex, wie im folgenden Zitat, mitunter unpassend und weit hergeholt: „[...] als Schauspieler und als Missionar, beide in ihren gelobten Ländern und behelfsmässigen Berufen, die nicht gar so verschieden sind, wie man vermuten könnte. Von einem Schausteller wird Charisma verlangt, ein Missionar braucht mitunter Qualitäten eines Entertainers. Er muss ein gutes Auftreten haben [...]“ (S. 102).

„Bruchstückhafte Fundstücke“ trägt Rea Brändle auch im abschließenden dritten Teil zusammen, der sich mit den Lebensgeschichten der weit verstreuten Nachkommen in Deutschland, Frankreich, Russland und Togo beschäftigt. Drei der Schwestern, die in Deutschland geboren waren, kehrten im Auftrag der Bremer Mission nach Französisch-Togo zurück und kümmerten sich um Mädchenerziehung. Vier Kinder verblieben die meiste Zeit über in Deutschland, wo sie die Repressionen des nationalsozialistischen Regimes zu spüren bekamen. Drei der Geschwister wuchsen gemeinsam mit Amanoua Kpapo in Baku am Schwarzen Meer auf. Mémé Amanoua, wie sie nach dem Tod von J.C. Bruce im Familienkreis auch genannt wurde, versprach ihrem Ehemann am Sterbebett, seine Kinder nach Afrika zurück zu bringen. Aus den Biographien der einzelnen Nachkommen wird allerdings deutlich, dass viele ihre kulturelle Identität bereits stärker nach der Region definierten, in der sie aufgewachsen waren und lebten, als nach der Region, aus der ihr Vater stammte. Dies gilt sowohl für die Geschwister, die in den Missionsdienst eintraten (S. 122, 126, 130,

138-139), als auch für Lydia Bruce, die sich in Moskau eine eigene Existenz aufbaute, ihren Bruder Wilhelm (S. 147), der in Südfrankreich lebte, und für Kwassi Bruce, den Berliner Pianisten, der auf der Suche nach seiner leiblichen Mutter Togo bereiste und bei seiner Ankunft nicht wusste, „was mit diesen Afrikanern anzufangen sei“ (S. 154).

Es war ein Kampf um Anerkennung, Selbstbestimmung und Unabhängigkeit, den J.C. Bruce führte. Dies wird vor allem aus den Verträgen mit Gouverneur August Köhler, Albert Urbach und Paul Busch deutlich. Es handelt sich dabei um ausgefeilte Regelwerke, die die Rechte und Pflichten des jeweiligen Partners akribisch festhielten. Das Ziel seiner Reise ist nicht, auch wenn von Rea Brändle hinsichtlich der Familienchronik sehr vorsichtig interpretiert, die Schandtaten des Kolonialismus zu thematisieren und anzuprangern; das machte er schon in einem frühen Interview mit der *Kölnischen Zeitung* vom 11. Oktober 1896 deutlich: „Nein, über Afrika kann und will ich nicht sprechen“ (S. 17). Es ging ihm vielmehr um die Sicherstellung seiner persönlichen Rechte, die er mit aller Vehemenz einforderte; oftmals auch auf Kosten der Showtruppe und seiner Familie. Immer wieder kam es zu Klagen der jungen Frauen, die erschöpft und müde von den ständigen Reisen, den wenigen Ruhetagen und den pausenlosen Vorstellungen waren. Sowohl ihr psychischer als auch ihr physischer Zustand war bedenklich (S. 40). Bruce beharrte jedoch unter allen Umständen darauf, in Deutschland zu verbleiben, ehe nicht der Rechtsstreit mit Albert Urbach geklärt wäre und das Auswärtige Amt für die Kosten des Rücktransports nach Togo aufkommen würde.

Aus den vielen unterschiedlichen Quellen der Autorin tritt die Vielgesichtigkeit des J.C. Bruce zu Tage, der in diesem Buch nicht nur als bestimmter und ehrgeiziger Showunternehmer, als Familienmensch (S. 84), Dolmetscher und Antikolonialist (S. 89), sondern auch als deutscher Patriot (S. 86) und „weißer Impresario“ manifest wird. Besonders in der Phase zwischen 1902-1903 ist eine deutliche Veränderung in J.C. Bruces Verhalten gegenüber seiner Truppe und seinem Auftreten nach Außen fest zu stellen. In einer Gegenüberstellung zweier Fotoaufnahmen analysiert Rea Brändle die Differenzen privater und öffentlicher Präsentationsformen anhand der Anordnung der Familie und ihrer spezifischen Darstellungsweise (S. 75-76). Beide Abbildungen sind in der Phase zwischen 1905 und 1907 entstanden. Auf einem Jahrmarktfoto ist Nayo Bruce als typischer Impresario abgebildet; im schwarzen Anzug, weißen Hemd, zentral und dennoch

hinter den Frauen und Kindern als „Aussenseiter“ (S. 76) positioniert. Amanua Kpapo nimmt eine zentrale Rolle ein, im Vordergrund sitzend, während die anderen Frauen in zweiter Reihe stehen. Eine private Aufnahme aus dem Fotostudio Joguet hingegen zeigt Nayo Bruce in „traditioneller“ Kleidung und Amanua Kpapo nicht zentral, sondern neben einer weiteren Ehefrau von Bruce sitzend.

Aber nicht nur die Präsentationsform, sondern auch die Handlungsweisen des Nayo Bruce hatten sich verändert. Auf der Bühne trat er kaum mehr in Erscheinung, obwohl er früher stets Bestandteil der Inszenierung gewesen war. Am deutlichsten lässt sich der Rollentausch vom Darsteller zum „weißen“, distanzierten Impresario allerdings an der skrupellosen Ausschlichtung jeglichen Privatlebens und intimer Lebensbereiche verfolgen; sichtbar etwa anlässlich der Geburt seines Kindes, das täglich in einem Gasthaus zur Schau gestellt wurde (das Nachdunkeln der weißen Babyhaut traf auf reges Interesse), oder an der anatomischen Begutachtung seiner späteren Ehefrau Amanua Kpapo durch Professor Emile Yung; einer solchen hatte er sich wenige Jahre zuvor noch entschieden widersetzt (S. 57).

Dass sich Rea Brändle der direkten Interpretation solcher Persönlichkeitsveränderungen - mit Bedacht auf die zu Beginn angeführte brucesche Familienchronik - entziehen will, sich gleichzeitig allerdings einer Beschreibung seiner späten Handlungsweisen nicht entziehen kann, führt zu einer Ambivalenz hinsichtlich des Protagonisten, die im Text deutlich hervortritt. Hier hätte man sich eine analytischere Herangehensweise der Autorin gewünscht. Das Buch liefert aber dennoch einen willkommenen Beitrag zu aktuellen Forschungen über die Konstruktionen von Menschen afrikanischer Herkunft im Rahmen kolonialer Völkerschauen, da auf Basis unterschiedlichster Originalquellen die Innenperspektive des vordergründig „passiven Objekts“ zum Thema gemacht wird. Den LeserInnen werden Tourneepanoramen, Spielpläne, Verträge zwischen Impresarios und DarstellerInnen, Vergütung – kurz, alles rund um die Völkerschauen – anschaulich präsentiert. Die quellennahe Konkretetheit von Rea Brändles Darstellung eröffnet neue Interpretationsmöglichkeiten. Reiches Bildmaterial, das aus Staats- und Landesarchiven, Sammlungen in Leipzig und Paris sowie aus dem privaten Familienbesitz stammt, wurde von der Autorin zusammengetragen und unterstützt den hautnahen Blick hinter die Kulissen des Schaustellergewerbes. Die Möglichkeit zur

wissenschaftlichen Verarbeitung der Auseinandersetzung ist dank der hervorragenden Dokumentation der Primärquellen gegeben. Besondere Erwähnung verdient die ausführliche Rekonstruktion der einzelnen Stationen der Europatournee über einen Zeitraum von 30 Jahren, die sich im Anhang findet.

ENGELBRECHT, Beate (ed.). 2007. *Memories of the Origins of Ethnographic Film*. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang. XVI, 504 Seiten. ISBN: 978-3-631-50735-3

rezensiert von
Arno Sonderegger

Seit Ende des 19. Jahrhunderts, mit der Erfindung des Mediums Film, bewegten sich die Bilder im wahrsten Sinn des Wortes. Von Anfang an bildeten sie – und ihre öffentliche Vorführung – ein Spektakel der Unterhaltung, indem sie Gewöhnliches und Ungewöhnliches in überraschender, ungewohnter Manier zur Anschauung brachten. Es ist kein Wunder, dass dieses Medium schon bald auch für Aufnahmen außerhalb der euro-amerikanischen Zonen benutzt wurde. Seit den 1920er Jahren häufen sich explizit ethnographische Filmarbeiten. Ein Sammelband des Titels „*Memories of the Origins of Ethnographic Film*“ suggeriert, darüber einiges mitzuteilen, doch leider hält der Titel in dieser Hinsicht nicht, was er verspricht. Paul Hockings' *The Early Years of Visual Anthropology* (S. 3ff.) behandelt die Frühzeit auf nicht einmal eineinhalb Seiten, und auch Luc de Heuschs *The Prehistory of Ethnographic Film* (S. 15ff.) ist sehr kurz geraten.

Im Vorwort zum Band macht die Herausgeberin Beate Engelbrecht deutlich, dass für sie „klar“ war, „that the phase from the 1950s to the 70s was the most crucial period, that then the main ideas were developed.“ (S.IX) Und die Beiträge zum Band, die im Rahmen einer 2001 in Göttingen gehaltenen Konferenz entstanden, widmen sich, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, vorrangig der Zeit nach Mitte des 20. Jahrhunderts. Es ist durchaus legitim – jedenfalls aus einer Warte, welche die Institutionalisierung des Feldes „Visual Anthropology“ ins Zentrum rückt – einen solchen zeitlichen Zuschnitt vorzunehmen, allerdings ist die gegebene

Begründung mehr als fragwürdig. "Anthropologists were interested in film at an early stage", stellt Engelbrecht richtig fest: "But only in the 60s and 70s of the 20th century anthropologists and filmmakers began to think about Ethnographic Film in its own right, about its methodology and its social contribution." (S. X)

Es scheint mehr als fragwürdig, den Pionieren und Pionierinnen dieses Feldes abzusprechen, sie hätten über das von ihnen genutzte Medium und dessen gesellschaftliche Implikationen nachgedacht. (Tatsächlich machen die Robert Flaherty, John Grearson, Richard Leacock, Margaret Mead und Gregory Bateson gewidmeten Beiträge im Band klar, dass das eine unhaltbare Aussage wäre.) Wenn die Herausgeberin damit aber gemeint haben sollte, dass seit den 1960er Jahren ein Diskurs entstanden ist, der um ethnographischen Film „an sich“ kreist – losgelöst von den spezifischen gesellschaftlichen und historischen Kontexten, in deren Rahmen gefilmt wurde und wird –, dann mag das eine durchaus zutreffende Darstellung der filmischen „Visual Anthropology“ sein, es würde aber jedenfalls den traurigen Zustand erklären, in dem etliche der hier versammelten „Erinnerungen“ erscheinen. In den Beiträgen wird vielfach die filmische Kenntnis deutlich, die ethnographische Expertise hingegen bleibt desöfteren zweifelhaft, die erkenntnistheoretische Naivität mancher Dokumentaristen irritiert, das Diskursniveau einiger Aufsätze ist schlicht erschreckend.

Offensichtlich entsprechen einige der Beiträge eins zu eins dem Vortragsmanuskript. Die dort womöglich überhörbaren Schwächen werden in geschriebener Form allerdings nur allzu deutlich sichtbar, ihre Lektüre zur Tortur. Die meisten der vertretenen AutorInnen sind praktizierende Filmschaffende, für die Verantwortliche des Bandes offenbar bereits Grund genug, ihnen dieses Publikationsforum zu bieten. Generell sind zahlreiche formale Unzulänglichkeiten zu beanstanden. Mitunter fehlen Zitatnachweise, und bibliographische Angaben erfolgen häufig fehlerhaft oder bleiben ganz aus; Zitier- und Referenzsysteme wechseln von Beitrag zu Beitrag, manchmal sogar innerhalb eines einzigen Artikels; zwischen Inhaltsverzeichnis und Textüberschriften herrscht nur ungefähre Übereinstimmung. Die angehängten, an sich löblichen Biographie- und Filmographie-Verzeichnisse sind unvollständig und in ihrer inhaltlichen Ausgestaltung von Eintrag zu Eintrag so ungleichförmig, dass man vergeblich nach einem systematischen Ordnungsprinzip sucht.

Die erfolgte Gliederung des Buches in 9 Abschnitte erscheint ebenfalls beliebig, die Zuordnung der einzelnen Beiträge in die jeweilige Rubrik selten zwingend: Einem kurzen einleitenden Abschnitt (S. 1ff.) folgen zunächst *Precursors in the Documentary Film* (S. 23ff.), *Research and Record-Making Approaches* (S. 57ff.) und *Observational and Participatory Approaches* (S. 121ff.); dann kommt *Looking for an Indigenous View* (S. 163ff.), ehe *The American Way* (S. 205ff.), *The Australian Way* (S. 293ff.) und *The European Way* (S. 341ff.) des ethnographischen Filmschaffens thematisiert werden; schließlich folgen *Final Statements* (S. 421ff.). Nirgends wird eine Zusammenschau der Tagungsbeiträge auch nur ansatzweise versucht, eine konzise Zusammenschau über ethnographischen Film bleibt aus. Die Herausgeberin schwindelt sich um diese Aufgabe herum, indem sie schwärmerisch die Tagung als einen "unforgettable Event" besingt (S. IX) – als „[...] a moving event [...]. The conference and the discussions were documented on video, but the main purpose of the conference was to publish the papers afterwards. Future generations, so my idea, should have a possibility to study in detail the memories of the time.“ (S. X) Hier wird deutlich, dass die Publikation der Beiträge als Selbstzweck gesehen wurde. Ob sich künftige Generationen darüber freuen werden, wage ich zu bezweifeln.

Es bleibt zu hoffen, dass diejenigen, die dieses Buch zur Hand nehmen, aus lauter Verärgerung die darin enthaltenen Perlen nicht übersehen. Hart Cohens Diskussion der Berührungspunkte zwischen ethnographischem Film und Dokumentarfilm gehört dazu (S. 307ff.), ebenso Rolf Husmanns Geschichte des Instituts für den Wissenschaftlichen Film in Göttingen (S. 383ff.) und János Taris *Ethnographic Filmmaking in Hungary in the Twentieth Century* (S. 405ff.), außerdem auch das Gespräch der Filmemacherinnen Patsy Asch, Sarah Elder, Judith MacDougall und Jean Lydall (S. 423ff.), in dem sie auf spannende Weise über Weiblichkeit – im Film und im Feld – reflektieren und die ansonsten häufig ausgeblendete „ethnographische“ Situation endlich einmal einer konkreten Betrachtung unterziehen. Aus afrikanistischer Sicht sind die Beiträge zu John Marshall (S. 71ff, S. 87ff.), Robert Gardner (S. 259ff., S. 273ff.), Jean Rouch (S. 363ff.) und Luc de Heusch (S. 377ff.), die in Afrika ethnographische Filme bzw. Dokumentationen drehten, von Interesse, wenn die ihnen gewidmeten Beiträge auch von sehr ungleicher Qualität sind. Aber letzteres ist die bestimmende Charakteristik des gesamten Bandes.

MOKOSSO, Henry Efesoa. 2007. *American Evangelical Enterprise in Africa. The Case of the United Presbyterian Mission in Cameroun, 1879-1957*. New York: Peter Lang. 196 Seiten. ISBN: 978-0-8204-8684-0

rezensiert von
Clemens Gütl

Jede Rezension dient im Wesentlichen dem Zweck, potentiellen LeserInnen eines Buches als Orientierungs- und Entscheidungshilfe zu dienen, ob es sich lohnt, es zu konsultieren (oder käuflich zu erwerben). Gleich vorweg sei angemerkt, dass bei diesem Buch beides leider verneint werden muss; zumindest an wissenschaftlicher Redlichkeit interessierten Personen ist abzuraten.

Henry Efesoa Mokosso behandelt, abzüglich der Endnoten und der Bibliographie, auf 149 Seiten eine spezifische amerikanische Missionsunternehmung; es handelt sich um die erste von vier amerikanischen Missionsgesellschaften, die ab 1879 in Kamerun aktiv waren: Die *United Presbyterian Church* (UPMC) wurde 1957 formell von der „Mutterkirche“ in den Vereinigten Staaten unabhängig. Diese Jahreszahlen bilden den zeitlichen Rahmen für Mokossos Arbeit. Der Autor gibt vor, seine Analyse regional auf die Arbeit der UPMC im Bantu-sprachigen Gebiet zwischen den Flüssen Sanaga und Kadei zu beschränken.

Wie dem Buchrücken entnommen werden kann, stammt der Verfasser selbst aus Kamerun. Er studierte an der Universität Lagos *Education* und *Modern European History*. Der akademische Titel M.A. und das Doktorat in *African History* erhielt er an der Howard University, Washington, D.C. Nun ist er Geschichtspräsident an der Southern University New Orleans. Aus dem Buch selbst ist nichts über den Zugang des Autors zur bearbeiteten Thematik zu erfahren. Obwohl der Text vor subjektiven Einschätzungen und unbelegten Wertungen strotzt, bleibt sein Verhältnis zu Missionen unbestimmt, und unklar bleibt daher, wie es die praktische Ausführung und das Endresultat beeinflussten.

In der Einleitung formuliert Mokosso seine zentrale These in den folgenden Worten: „the United Presbyterian Mission enterprise in Cameroun played a significant role in the transformation of Cameroun [sic.] society.“ (1) Die

kirchlichen „Heimatinstitutionen“ (*General Assembly, Synod, Presbytery, Presbyterian and the Board of Foreign Missions*) haben seiner Ansicht nach leitende und lenkende Funktionen, weshalb die Arbeit der UPMC im Kontext vorgegebener Politiken, Regeln und Praktiken analysiert werden sollte. Zusätzlich wollte Mokosso der Rolle von Frauen und Missionaren „schwarzamerikanischer“ Herkunft Aufmerksamkeit schenken und auf Beziehungen kamerunischer Pastoren, Lehrer und Ärzte zur Frage des aufkeimenden Nationalismus eingehen. Dass er dies eingehend umgesetzt hätte, kann nach Lektüre des Buches allerdings nicht gesagt werden.

Der Aufbau des Buches wird in drei Kategorien angekündigt: Behandelt würden 1. die Beziehung zwischen Heimatbasis und den Missionen in Afrika; 2. die Beziehungen zwischen Missionaren und einheimischen Kamerunern; 3. die Interaktionen zwischen Presbyterianern und Kolonialautoritäten sowie westlichen Händlern und Missionaren anderer Gesellschaften oder Kongregationen. Tatsächlich entsprechen die Kapitel dann nur grob der angekündigten Einteilung, und auch diese korreliert an manchen Stellen nicht vollständig mit dem jeweiligen Text. Unangebrachte Überlappungen und Redundanzen sind die eine Folge, eine unsägliche Unordnung und unangemessene Behandlung der Inhalte die andere. An anderen Stellen wären sinnvolle Unterüberschriften angebracht gewesen: Kapitel 1: *The Home Base of Missions* (6-15); Kapitel 2: *The Evangelization Process: Preaching, Teaching and Healing* (17-35); Kapitel 3: *The Missionary Confrontation with the African Physical and Cultural Environment* (37-61); Kapitel 4: *Black Americans and Presbyterian Evangelization* (63-76); Kapitel 5: *Women Missionaries* (77-96); Kapitel 6: *Presbyterian Relations with the Colonial Elites* (97-108); Kapitel 7: *Emergence of the Independent Presbyterian Church of Cameroun* (109-122); Kapitel 8: *The Consummation of Independence* (123-136); Kapitel 9: *The Future of the Church* (137-143) und *Conclusion* (145-149).

Das Werk weist große methodische Mängel auf. Ein einführender Überblick zum bisherigen Forschungsstand fehlt gänzlich. Das Buch wurde 2007 publiziert, die „neuesten“ zitierten Quellen stammen jedoch aus dem Jahr 1983! Die Gründe für die unberücksichtigt gelassene Fachliteratur aus den vergangenen Jahrzehnten werden nicht offengelegt. Ein unvorsichtiger Hinweis auf „recent studies“ (57) und ein gleich daran angeschlossenes Zitat aus einem 1972 erschienenen Text legen nahe, dass Mokosso seine Forschung vor mehr als dreißig Jahren durchgeführt hat. Sein Werk dürfte

in wesentlichen Teilen seither nicht überarbeitet worden sein. Warum aber wurde es erst kürzlich publiziert? Und wieso überhaupt?

Mokosso vermag kaum seine Thesen wissenschaftlich nachvollziehbar zu begründen, er liefert keine Erklärungen der Prozesse, sondern zieht beständig voreilige Schlüsse. Mitunter nutzt er Literatur, um seine Behauptungen zu stützen, ohne dass sie auf den geographischen Raum bzw. die betreffende Missionsgesellschaft bezogen waren. Quellenkritik liegt ihm offenbar fern. Eine zentrale Frage nach den verschiedenen Motiven der historischen AkteurInnen bleibt weitgehend unbeantwortet oder wird mit einem Beispiel aus der (weit entfernten) „Zambezi-Mission“ begründet. Stellenweise „analysiert“ er nicht nur losgelöst von Raum, sondern auch vom zeitlichen Kontext. Damit suggeriert er „Entwicklungen“ in verallgemeinernder Weise, wie sie insbesondere in einer Detailstudie unzulässig sind. Im Kapitel „Cultural environment“ setzt er kurzerhand komplexe gesellschaftliche Institutionen wie die Polygynie undifferenziert für den gesamten Kontinent gleich.

Auch in der Sprachwahl und in der Wahl der Terminologie ist Mokosso unvorsichtig: in Phrasen über das „opening of the interior“ oder die „most dramatic and important explorations in these regions“, greift Mokosso unreflektiert auf Formulierungen zurück, die an alte Reise- und Missionsliteratur erinnern. Aus heutiger Forschungsperspektive äußerst problematisch wird es, wenn er Sätze wie „Colonialist and Christian intervention by conquest, conversion, and education established peace between the enemies“ (30) unkommentiert stehen lässt. Die soziale Praxis des *Lobola* wird vereinfacht als „bride price“ (55) übersetzt. Einer detaillierten Behandlung dieser komplexen Praxis in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung weicht Mokosso aus.

Was nach der Lektüre dieses Buches bleibt, ist die Erkenntnis, ein Werk auf längst überholtem Wissensstand gelesen zu haben, das auch sprachlich Mängel aufweist. Ebenso bleiben zahlreiche offene Fragen, u.a. nach der Sinnhaftigkeit seiner verspäteten Veröffentlichung. Ein engagierter und kompetenter Versuch, die Aufarbeitung dieser „amerikanisch-kamerunischen“ Missionsgeschichte in Angriff zu nehmen, wäre sicherlich lohnenswert. Angesichts der von Mokosso vorgelegten Arbeit ist dies jedenfalls noch eine Unternehmung für die Zukunft.

MIGANI, Guia. 2008. *La France et l'Afrique sub-saharienne, 1957-1963. Histoire d'une décolonisation entre idéaux eurafricains et politique de puissance*. Bruxelles: P.I.E. Peter Lang. 295 Seiten. ISBN 978-90-5201-382-4

rezensiert von
Christopher Walsch

Die Historikerin und Politikwissenschaftlerin Guia Migani legt eine gründlich recherchierte, auf bisher unveröffentlichtem Archivmaterial basierende Studie zur Afrikapolitik Frankreichs vor. Nach Studien bei Maurice Vaisse in Paris sowie einem Doktorat an der Universität Florenz handelt es sich um die erste Monographie der Autorin, die heute an der Universität Padua unterrichtet.

Die Jahre vor und nach 1960, dem „Jahr der Unabhängigkeit“ in Afrika, gehören zu den spannendsten Kapiteln in der Zeitgeschichte Afrikas und der Nord-Süd-Beziehungen. Sie sind geprägt von einer großen Dichte an Akteuren und Entscheidungen, die in ihrer Reichweite und Wirkung vielfach bis zum Ende des Kalten Krieges von entscheidender Relevanz blieben.

Gegen Ende der fünfziger Jahre und spätestens seit der Unabhängigkeit Ghanas und Guineas 1957 und 1958 waren alle afrikanischen Eliten im anglo- und frankophonen Afrika zuversichtlich, dass das Ziel der staatlichen Unabhängigkeit de facto realisierbar und in unmittelbarer Reichweite war. Die entstehende Supermacht Sowjetunion sowie die Gruppe der Blockfreien – vor allem Indien, Ägypten, Jugoslawien – unterstützten diesen Kampf gegen den Imperialismus nach Kräften. Die Vereinten Nationen waren dabei die entscheidende institutionelle Plattform, die den Bemühungen internationale Legitimität verlieh.

Der kapitalistische Westen stand der Neuordnung der Staatenwelt, die ein kaum kontrollierbares Ausmaß annahm, bisweilen ratlos gegenüber. Der entscheidende Akteur USA verdankte seine eigene Entstehung dem antikolonialen Kampf und pflegte eine Tradition, das Selbstbestimmungsrecht der Völker anzuerkennen. Am Höhepunkt des Kalten Krieges jedoch dominierte die ideologische Konfrontation gegen den Kommunismus, und die USA stellten sich implizit auf Seiten der

Kolonialmächte. Dort wiederum war der Antikolonialismus Gegenstand intensivster Debatten. Diese wurden in Großbritannien bereits in der Zwischen- und Nachkriegszeit ausgetragen, wovon das Westminster-Statut (1931), das Siedlerkolonien Autonomie gewährte, und die Unabhängigkeit Irlands (1937, Dominion-Status 1921) und Indiens (1949) Zeugnis ablegen. Die Labour-Party war der entscheidende Motor der antikolonialen Emanzipation. Nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Abtritt Churchills als Premierminister waren selbst die Konservativen für einen gewaltfreien und geordneten Übergang der Kolonien in die Unabhängigkeit. Bezeichnenderweise sprach Premier Macmillan anlässlich der Unabhängigkeit Sudans 1956 von den „Winds of Change“, die auf dem afrikanischen Kontinent aufkamen.

In Frankreich, wovon das zu besprechende Buch handelt, war der antikoloniale Diskurs viel weniger fortgeschritten, die Thematik dafür umso schwerwiegender: es war nämlich die koloniale Frage, die die Vierte Republik Frankreich 1958 ins Grab brachte. Mit Ausnahme der Kommunistischen Partei Frankreichs, die abgesehen von einer kurzen Phase nach dem Zweiten Weltkrieg in Opposition agierte, waren alle im Parlament vertretenen Parteien für den Fortbestand eines Frankreich im Verbund mit seinen Kolonien. Dies geschah 1946 bis 1958 mehr schlecht als recht als Französische Union (*Union française*) unter Führung der nationalen bürgerlichen Partei *Mouvement Républicain populaire*, deren radikaler Flügel für eine starre Haltung und letztlich für Blutvergießen in Indochina und im Maghreb verantwortlich war. Deren gemäßigter Flügel hingegen, allen voran Premier Mendès-France, setzte sich für Friedensschlüsse ein, um der Gewalt ein Ende zu setzen.

Erst die Erfahrung des Verlusts von Kolonien und Protektoraten sowie die Interessensartikulation frankophoner afrikanischer Politiker gebar Ideen zu einer Reform der Kolonialverwaltung. An diesem Punkt setzt Guia Miganis *La France et l'Afrique sub-saharienne, 1957-1963* ein. Die Reform gelang 1956 mit dem sogenannten Rahmengesetz (*Loi Cadre*) unter der Regierung des sozialistischen Premiers Guy Mollet und seines Parteikollegen Gaston Defferre als Überseeminister, das weitgehende Autonomie brachte – vergleichbar mit dem Dominion-Status, der im britischen Commonwealth fünfundzwanzig Jahre früher verwirklicht wurde. Der Begriff „Dekolonisation“ kam in der Mitte der fünfziger Jahre auf und bezeichnete das Gewähren von Autonomie und einen Rückbau der Kolonialverwaltung,

keineswegs jedoch den Übergang in die Unabhängigkeit.¹ Diese neue Bedeutung bekam der Begriff erst später, nachdem das Kolonialproblem Frankreichs Vierte in eine Fünfte Republik verwandelt hatte und der neue starke Mann de Gaulle ab 1958 weitere Autonomiebefugnisse in Form einer Gemeinschaft (*Communauté*) befürwortete. Diese wurde jedoch innert zwei Jahren von den Ereignissen vollends überholt und hörte mit den staatlichen Unabhängigkeitserklärungen auf zu existieren. An diesem viel wichtigeren Punkt beginnt Dekolonisation in dem Sinne, wie wir sie heute verstehen. Frankreich und der Westen legitimierten und modifizierten in der Folge ihren Einfluss durch ideologische Konstrukte und blanke Machtpolitik, die lediglich kollaborierenden afrikanischen Eliten zugute kam. Miganis Untertitel reflektiert dies, wie auch durch die Wahl des Zeitraums vor und nach 1960 die alte und die neue Bedeutung des Begriffs der Dekolonisation: *Histoire d'une décolonisation entre idéaux eurafircaïns et politique de puissance*.

Es ist die bis dato genaueste Untersuchung zu Frankreich und Afrika in der formativen Zeit vor und nach 1960. Bekannt war bisher, dass de Gaulle das Debakel Frankreichs in Indochina und Nordafrika nicht zu wiederholen gewillt war – auch ökonomisch war Frankreich zu einer militärischen Lösung kaum in der Lage – und auf intelligente Weise afrikanische Eliten vereinnahmte, mit ihm und der Ex-Kolonialmacht Frankreich auch nach der Unabhängigkeit zu kollaborieren. Dieses Thema ist von französischen Politikwissenschaftlern, unter anderen Maurice Vaisse und Christian Wauthier gut erforscht.² Die international wirkungsmächtigste Publikation ist diesbezüglich John Chipmans 1989 erschienenes Buch *French Power in Africa*, auf die Migani auch Bezug nimmt.³ Bedauerlich in der französischen Politikwissenschaft ist die quasi permanente, auch in diesem Fall augenscheinliche Ignoranz der Fachliteratur in deutscher Sprache. Franz Ansprengrers *Politik im Schwarzen Afrika* (1961) und Rudolf von Albertinis 1966 erschienenes Buch *Dekolonisation* sind bis heute erstklassige

¹ Dieser wichtige Hinweis stammt von Tony Chafer, (2002) *The End of Empire in French West Africa. France's Successful Decolonization?* (Oxford: Berg), S. 227.

² Maurice Vaisse, (1998) *La Grandeur. Politique étrangère du général de Gaulle 1958 – 1969*, (Paris: Fayard); Christian Wauthier, (1995) *Quatre Présidents et l'Afrique. De Gaulle, Pompidou, Giscard d'Estaing, Mitterrand. Quarante ans de politique africaine*, (Paris: Éditions de Seuil).

³ John Chipman, (1989) *French Power in Africa*, (Oxford: Blackwell).

Standardwerke zum Thema, die man ebenso wie die neuere Publikation *Die französische Afrikapolitik* (1995) von Stefan Brüne vergeblich sucht.⁴

Miganis Publikation basiert auf weit reichendem Studium von Primärdokumenten. Es ist der Autorin hoch anzurechnen, sich in langwieriger, kleinteiliger Arbeit durch Originaldokumente durchgearbeitet zu haben. Dies umso mehr, da sie das Material von einem Dutzend Orten zusammentrug (Archivnachweise Seiten 265-267). Ursachen für die verstreuten Orte der archivarischen Dokumentation sind der historische Einschnitt 1960, die institutionelle Verteilung auf mehrere Ministerien (vor allem Äußeres und Finanzen), die gesonderte Archivierung von Dokumenten bedeutender Akteure (Präsident Charles de Gaulle, Premier Michel Debré, Afrikaberater Jacques Foccart), die Inklusion der Akteure USA, Großbritannien, Italien, sowie der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG).

La France et l'Afrique sub-saharienne, 1957-1963 gliedert sich in vier, etwa gleich lange Kapitel. Das erste Kapitel behandelt die eineinhalb entscheidenden Jahre vor de Gaulles Machtantritt, in denen das Rahmengesetz und die Verhandlungen im Vorfeld der Römer Verträge im Mittelpunkt stehen. Kapitel zwei beschäftigt sich mit de Gaulles Reformkonstrukt *Communauté* (Sommer 1958 bis Mitte 1960). Kapitel drei beschreibt Frankreichs Politik der Kooperation mit den mittlerweile unabhängigen Staaten, sowie Kapitel vier, das den Zugang der EWG zu Afrika mit jenem Frankreichs vergleicht (beide ab Mitte 1960). Das Buch sticht dabei in zwei Punkten besonders hervor: erstens in vielen durch Materialdichte bestechenden Deskriptionen, sowie zweitens in den Abschnitten, in denen die EWG und Frankreich verglichen werden.

Was die Materialdichte betrifft, kann dies an zwei Beispielen illustriert werden. Migani entkleidet den ideologischen Zwitter *Communauté* Schale um Schale, sowohl chronologisch als auch die Positionen der einzelnen Akteure, um ihn besser verstehen zu können (Seiten 67-94 und 115-147). Für de Gaulle war dieses Konstrukt eindeutig eine Föderation mit Frankreich als dem allein maßgebenden Akteur. Auf Druck der afrikanischen Partner

⁴ Franz Ansprenger, (1961) *Politik im Schwarzen Afrika. Die modernen politischen Bewegungen im Afrika französischer Prägung* (Köln: Westdeutscher Verlag); Rudolf von Albertini, (1966) *Dekolonisation. Die Diskussion über Verwaltung und Zukunft der Kolonien 1919-1960* (Köln: Westdeutscher Verlag); Stefan Brüne, (1995) *Die französische Afrikapolitik. Hegemonialinteressen und Entwicklungsanspruch*, (Baden-Baden: Nomos).

musste er allerdings hinnehmen, die afrikanischen Mitglieder im auszuarbeitenden Verfassungsentwurf der Fünften Republik als Mitgliedsstaaten (*État-Membres*) zu bezeichnen. De Gaulles Diktion war mehrdeutig. Er gewann dadurch zwar im September 1958 ein „Ja“ im Referendum zum Verfassungsentwurf der Fünften Republik seitens der Afrikaner durch vage in Aussicht gestellte Versprechungen auf Unabhängigkeit. Migani schreibt sich nun im Jahr 1959, geführt von den geschickten Wendungen der Politiker Senghor aus Senegal und Tsiranana aus Madagaskar, Monat für Monat durch die Untiefen der Interpretation der Verfassungsartikel der *Communauté*. Mit Eigensinn und juristischer Findigkeit schafften es Senghor und seine Mitstreiter schließlich im April 1960, den schier unendlich zögernden General von einer Interpretation zu überzeugen, die den Mitgliedsstaat zur Gänze – und ohne dass es zum Konflikt käme – in die Unabhängigkeit entlassen sollte. Der Erfolg hatte Sogwirkung und der Funke sprang auf andere westafrikanische Politiker über. Zusätzlich wirkten die Vereinten Nationen und die schon erfolgte Unabhängigkeit der UN-Treuhandgebiete Kamerun und Togo als Katalysator. Andererseits riefen die Emanzipationsbestrebungen des Senghor-Lagers größere Loyalität der afrikanischen Getreuen Frankreichs hervor. Der ivoirische Führer Houphouët-Boigny versuchte – wie sich herausstellte vergeblich – mit einer *Communauté renouée* die staatliche Verbindung mit dem Mutterland noch zu retten. Frankreich ließ jedoch die Staaten südlich der Sahara ziehen und bastelte schon eilfertig an Konzepten der *coopération*, die den Einfluss Frankreichs auch nach erfolgter Unabhängigkeit fortsetzen sollten.

Togo im Behandlungszeitraum (in Migani Seiten 136-163) unter Präsident Sylvanus Olympio ist ein Paradebeispiel bezüglich europäischer Eitelkeiten um Einfluss in Afrika. Olympios Einschätzung der seinerzeitigen deutschen Kolonialverwaltung war positiv. Er schätzte die deutsche Kultur und vor allem die demokratische Bundesrepublik Deutschland. Durch Ausbildung und Beruf wie auch durch die Wichtigkeit Ghanas für das Land war er britisch geprägt und pragmatisch in der Wirtschaftspolitik gegenüber dem größeren und anglophonen Nachbarn. Andererseits stand Olympio dem Sozialismus, dem sich Ghanas Präsident Nkrumah teilweise verschrieb, reserviert gegenüber. In Summe verlieh ihm seine Haltung eine gewisse Unabhängigkeit gegenüber der Ex-Verwaltungsmacht Frankreich, dessen

Kooperation er dennoch schätzte.⁵ Miganis Darstellung belegt den kooperativen, jedoch selbstbewussten Stil des Präsidenten mit einer Reihe von Dokumenten, die die Angst des offiziellen Frankreichs, Einfluss zu verlieren, in ein trübes Licht bringen. „Intelligent et cultivé“ sei Olympio, gemäß einem internen Dokument der französischen Administration (aus dem *Centre historique des archives nationales*, Fonds privé Foccart; siehe Seite 136), aber eben britisch geprägt, eigensinnig und selbstbewusst am Verhandlungstisch. Tatsache war auch, dass Olympios Popularität und Talent den von Frankreich favorisierten und damaligen Armeechef Nicolas Grunitzky bei weitem übertrafen. Frankreich erreichte 1962 in den Verhandlungen zur Zusammenarbeit mit Togo in der Franc-Zone nicht das Ergebnis, das es sich erhoffte, ärgerte sich über die ghanafreundliche Politik, und arbeitete indes im Hintergrund. So schwieg sich Frankreich zum ersten Putsch in Afrika im Jänner 1963 aus, der Olympio das Leben kostete, Grunitzky an die Macht hievte, welcher sodann eine deklariert pro-französische Politik initiierte.

Das Verhältnis Frankreich – EWG ist ein Fallbeispiel dafür, wie Frankreich Einfluss auf dem afrikanischen Kontinent mit westeuropäischen Partnern teilen musste (Kapitel IV, Seiten 193-248). Die Generaldirektion VIII, die für Entwicklungszusammenarbeit zuständig ist, wurde mit dem Franzosen Robert Lemaigen besetzt. So liegt die Vermutung nahe, dass er als der verlängerte Arm der Interessen Frankreichs fungierte. Dem ist nicht so. Ganz im Gegenteil: die Kommission agierte selbständig als europäischer Akteur, ohne einem Placet aus den Hauptstädten der Mitgliedsländer verpflichtet sein zu müssen. Migani bringt nun Quellen ans Licht, die sowohl den Aktivismus der Kommission wie die Missgunst des offiziellen Frankreichs belegen. Premier Debré echauffiert sich in einem Brief an seinen Vertrauten, den Außenminister de Murville, über die Politik, die Lemaigen nicht mit Frankreich abstimmt. Debré empfiehlt am Schluss dieses Briefes, ein Verbindungsmann möge den Kommissar instruieren, nichts zu sagen und nichts zu unternehmen, ohne sich vorher mit dem entsprechenden

⁵ Eingehende Details zu deutsch-französischer Konkurrenz in den Jahren 1958 bis 1963 finden sich im Abschnitt „Loyal zu Paris“ in Ulf Engels im Jahr 2000 erschienener Publikation *Die Afrikapolitik der Bundesrepublik Deutschland 1949-1999: Rollen und Identitäten*, (Hamburg: Lit). Engels Darstellung basiert auf Archivmaterial der Bundesrepublik Deutschland und kann im Fall Togo als Komplement zum vorliegenden Buch gelesen werden.

französischen Kollegen abgesprochen zu haben („ [...] de ne rien dire et de ne rien faire sans conversations préliminaires avec une autorité française qualifiée.“, Seiten 194-195). Auch die Neuverhandlungen der Assoziierungsabkommen 1962, das ist der spätere Vertrag von Yaoundé, gestalteten sich schwierig. Die EWG verhandelte nun, ungleich den Verhandlungen im Vorfeld der Römer Verträge, mit souveränen Staaten, die eigene Interessen vertraten. Auf europäischer Seite traten in etwa die gleichen Konfliktlinien zu Tage wie schon fünf Jahre zuvor. Frankreich forderte Preisfixierungen, Präferenzbehandlung und fixe Abnahmekontingente, während sich vor allem die Bundesrepublik Deutschland und die Niederlande für ein marktorientiertes Regime aussprachen und als Kompensation Investitionen und Direktzahlungen favorisierten. Migani's Studie macht in diesem Kapitel deutlich, dass der Spielraum für die afrikanischen Partner minimal war, wie auch auf europäischer Seite die USA und das multilaterale Forum OECD Einfluss ausübten, die den marktorientierten Positionen den Rücken stärkte und dabei den Interessen Frankreichs zuwider liefen.

In Summe legt Guia Migani eine konzentrierte und ausgewogene Monographie vor. Sie mag beim Lesen bisweilen langatmig sein. Man mag der Studie auch Zaghaftheit im Urteil zum Vorwurf machen – ein Umstand, der auf die Fülle des Archivmaterials zurückgeführt werden kann. Die Nähe zu den Primärquellen lässt, abgesehen von der chronologischen Ordnung, ein eindeutiges konzeptionelles Schema vermissen. Andererseits ist es genau diese materialgesättigte dichte Beschreibung, die ein neues Urteil für bekannte Themen ermöglicht. Dies gilt für die genannten Fälle Togo und EWG, aber auch für die Themen Entwicklungspolitik der späten Vierten und frühen Fünften Republik Frankreich und für die Politik der Kooperation nach 1960. Mit dieser Recherche hat Guia Migani Grundlagenarbeit geleistet, die am ehesten in der Lage ist, die vielfältigen Wege der französischen Afrikapolitik aufzuspüren und zu beurteilen.